

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1901

26.11.1901 (No. 271)

Erscheint täglich mit Ausnahme
Sonntags und Feiertags und kostet
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 Mt. 60 Pf.
(monatlich 55 Pf.), wenn in
der Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt, durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 Mt.
25 Pf., mit Bestellgeb 3 Mt. 65 Pf.
Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Badischer Beobachter.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Stern und Blumen“.

Anzeigen: Die sechsseitige Zeit-
seite oder deren Raum 20 Pf.,
Reklamen 50 Pf. Bei öfterer
Wiederholung entsprechender Rabatt.
Inserate nehmen außer der Expe-
dition alle Annoncen-Bureau an.

Redaktion und Expedition:
Mühlstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Nr. 271.

Dienstag, den 26. November

1901.

*Warnungsruf eines National- liberalen, die Ordnungsfrage betreffend.

Im Gegensatz zu einer Reihe nationalliberaler Blätter, namentlich zum parteiamtlichen Blatt, spricht sich im „Monatlicher General-Anzeiger“ Jemand über die Ordnungsfrage und die Stellung aus, welche die nationalliberale Fraktion nach seiner Meinung einnehmen soll. Die Stimmung ist etwas lang, gleichwohl glauben wir sie in ihrem Wortlaut mitteilen zu sollen:

„Zur Klosterfrage soll, nach einer Meldung der „Bad. Landesztg.“, die nationalliberale Kammerfraktion sofort nach ihrem Zusammenkommen Stellung nehmen. Das wird sich empfehlen, und zu wünschen bleibt nur, die Stellungnahme möchte auf Grund fester Überlegung, immer freierher Ausprägung des Gehirns, nicht auf dem Boden des Instinkts, sondern auf dem Boden der Vernunft, erfolgen. Denn ein Instinkt, der dabei befragt würde, könnte für die Partei nicht allein, sondern auch für die inneren Zustände des badischen Landes unheilvoll werden. Haben wir daher die Ordnungsfrage auch nicht als eine Haupt- und Staatsaktion behandelt, so scheint es nunmehr doch geboten, die Erwägungen darzulegen, wozu unseres Erachtens die Haltung der Nationalliberalen bestimmt werden müßte.

In Fragen, worin die Geister schon so heftig aufeinandergeplagt sind wie in dieser, kann man gar nicht oft genug auf den Kern des Ganzen eingehen. Worum handelt es sich denn bei der Zulassung von Klöstern und Orden in letzter Linie? Ob die Regierung von einem ihr zustehenden Rechte gegenüber der katholischen Kirche Gebrauch machen soll oder nicht. Worauf kommt es also für die nationalliberale Fraktion bei einer praktischen Stellungnahme an? Ob sie der Regierung entgegengetreten soll, wenn sie von diesem ihrem Rechte Gebrauch machen will; und ob sie dem Centrum entgegengetreten soll, wenn es die Ausübung dieses Rechtes „ordert“. Theoretisch kann man ja über die Kloster- und Ordnungsfrage außerdem noch sehr viel vorbringen, und das mag in der Fraktionsitzung der Nationalliberalen immerhin geschehen; soll die Beratung aber ein praktisches Ergebnis haben, so wird man eine unangenehme Entscheidung über die nähere Frage nicht umgehen können: Ist es für die Fraktion notwendig oder auch nur empfehlenswert, sich bei den Verhandlungen über die Klöster- und Ordensfrage zwischen Regierung und Centrum zu trennen?

Notwendig? Wohl kaum. Die hier eine moralische Verpflichtung der Fraktion als vorhanden anzunehmen, denen sich die „regierende Partei“ noch zu sehr in Rede, die eine Art von Oberaufsicht über die Handlungen der Minister zu führen habe. Es wäre aber doch nachher zu fragen, ob sich mit der Zulassung abzusprechen, daß diese Aufsicht nur mehr einen historischen Wert hat. Es beeinträchtigt die Bewegungsfreiheit in unvorstellbarem Maße, wenn man sich mit einer so knappen Weisheit immer noch als eigentliche Regierungspartei fühlte; selbst dann noch, wenn die Regierung einen als solche schon längst nicht mehr betrachtete. Je eher, je gründlicher die Partei sich dieses Gehirnschickens aus einer früheren Epoche entledigt, um so besser wird es für ihre Zukunft sein. Dem Ministerium Hoff-Gienrich gegenüber möchte die Partei gewisse Verpflichtungen haben, das soll nicht bestritten werden; für die Handlungen des Ministeriums Brauer-Schmitt aber kann kein billiger denkender Mann die nationalliberale Partei verantwortlich machen. Nach dieser Richtung hin besteht eine Verpflichtung zur Opposition also gewiß nicht. Daß die Partei gar nicht in der Lage ist, ihrem Widerstande praktische Folge zu geben, da die Regierung gegebenenfalls nur ein ihr zustehendes Recht ausüben würde, das ist gewiß nicht das Entscheidende. Eine Partei kann

recht wohl die moralische Pflicht haben, sich Dingen zu widersetzen, die sie nicht verhindern kann. Dann nämlich, wenn Zustimmen soviel bedeute, wie die eigenen Grundzüge preisgeben. Sieht ein solcher Fall vor? Der Kulturkampf ist begraben, die Partei hat sich neuerdings nicht zu ihrem Schaden — zum entschiedenen Abwärtsweg — belannt. Kann sie grundsätzlich Bedenken dagegen erheben, wenn die Regierung den Wünschen der Katholiken in liberaler Weise entgegen zu kommen bereit ist? Im Reich ist das Centrum die ausschlaggebende Partei, ohne die tatsächlich nichts mehr zu Stande gebracht werden kann. Die nationalliberale Reichstagsfraktion hat dem längst Rechnung getragen, von grundsätzlicher Feindschaft gegen das Centrum ist bei ihr keine Rede mehr, dagegen nicht eben selten von gemeinsamer Arbeit. Kann man unter solchen Umständen von der badischen Kammerfraktion verlangen, daß sie in ihrem Reichstagswahlkreis ein Stück Kulturkampf auf eigene Faust betreibt?

Verlangt man es von ihr, so ist es nicht, wie er sie vielleicht haben möchte. Bleibt noch die Frage, ob man ihr's mit gutem Gewissen empfehlen kann. Kann man Jemandem empfehlen, sich zwischen zwei Stühlen zu setzen? Das wird davon abhängen, ob man ihm wohl will oder nicht. Das Centrum, das auf dem Danabücher Tage sowie vom neuen Kulturkampf zu sagen wußte, würde den badischen Nationalliberalen gewiß dankbar sein, wenn sie diesen Redereien nachträglich eine gewisse Unterlage verschaffen könnten. Und die um Wasser sind gewiß am wenigsten traurig darüber, wenn das Dium der geleiteten Verhandlungen von ihnen genommen und den unvorzählenden Nationalliberalen angedreht wird. Denn Verhandlungen — das bestritt ja nicht einmal die Regierung mehr — sind geschlossen worden. Die Regierung hat sie abgebrochen, und sie wird ihre guten Gründe dazu gehabt haben, jedoch es völlig überflüssig ist, ihr diese Gründe in aufgeregter Zeitsungsart nachträglich noch liefern zu wollen. Was aber, wenn die Regierung diese Verhandlungen eines schönen Tages wieder aufnimmt, und wenn sie dann zu einem beiderseitig befriedigenden Ende gelangen? Dann fügen die Nationalliberalen da, beladen mit dem Dium der Unzulassung, ärmer an kann wiedergewonnenem Vertrauen liberaler Kreise und mit um eine Erfahrung reicher, die sie billiger hätten haben können. Und wenn hätten sie damit einen Dienst erwiesen? Der evangelischen Bevölkerung? Ist den Evangelischen wirklich damit gedient, wenn man ihnen wieder und wieder erzählt, sie seien zu schwach und die katholischen Ordensmänner zu stark für sie, daß die evangelische Sache sich ohne staatlichen Schutz gegen sie behaupten könnte? Aus sich selbst heraus muß der Protestantismus neue Lebenskraft gewinnen, sonst wird er im Warmhaus des staatlichen Schutzes zur Treibhandpflanze, die keinem rauben Winde mehr widersteht. Aus sich selbst heraus muß auch der Liberalismus Kraft genug entwickeln, um einigen Lebensgriffen kirchlicher Macht gewisse Widerstand zu leisten. Und das aber zu können, darf er seine Kräfte nicht noch mehr verzerren, als das leider schon geschehen ist. Ist die nationalliberale Partei rechnen sich doch bis dato noch zahlreiche liberale Parteimitglieder. Wozu denn bei diesen auch nur den Schein erwecken, als hätte der Liberalismus der Partei nicht so weit, um die Katholiken nach ihrer Passion folgen lassen zu lassen? Das hieße doch, den konfessionellen Eifer in die Partei selbst hineinbringen! Und wozu die Kraft noch erwecken, die die Partei von den anderen liberalen Gruppen trennt? Es könnte doch auch einmal die Zeit kommen, wo Alles, was liberal denkt, sich zusammenschließen müßte, zum Schutze der Schule. Mit welchem Rechte wollte die Partei in diesem Kampfe die ihr nach

Vergangenheit und Kopfzahl zusehende Führung noch beanspruchen, hätte sie den Katholiken verweigert, was die Regierung und alle übrigen Parteien ihnen zugestehen bereit waren? Darum meinen wir: auch sich selbst würde die Partei keinen Dienst erwiesen, wollte sie in der Klosterfrage — sit venia verbo — päpstlicher als der Papi sein.

Aus all diesen Gründen erscheint es uns weder notwendig noch empfehlenswert, daß die nationalliberale Kammerfraktion sich in den Handel der Regierung mit der katholischen Kirche über die Zulassung zweier oder dreier Klöster mischt. Abwarten und das Pulver trocken halten, das dürfte in diesem Falle die empfehlenswerteste Taktik sein. Notwendig, dringend notwendig aber dürfte es sein, der Partei das im Wahlkampf neu gewonnene Vertrauen zu erhalten, ohne die Lehren von Engen-Stoßack schon in den Wind zu schlagen: das Vertrauen der liberalen Katholiken, indem man ihnen auf dem Gebiete der Religionsübung keine Hindernisse in den Weg legt; das Vertrauen der Evangelischen, indem man sie zum Schutz ihrer Rechte nicht nur mehr wohlwollend auf die starke Hand des Staates verweist; und vor Allem: das Vertrauen in die eigene Kraft. Von diesen Erwägungen müßte die Abgeordneten sich leiten lassen, wenn sie zur Klosterfrage Stellung nehmen.“

Zur Tagesgeschichte.

Karlsruhe, 25. November.

Die Begründung der Zollgesetz-Entwürfe, wie bereits berichtet, ein sehr umfangreiches Nachwerk. Sie zerfällt in zwei Hauptabteilungen: in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Der allgemeine Teil ist bereits am letzten Samstag den Mitgliedern des Reichstages zugestellt worden. Er gibt einen Überblick über die Entwicklung der deutschen Zollpolitik seit dem Jahre 1879 und führt alsdann die Gründe an, die maßgebend für die Regierung waren bei der neuen Regelung der Baaren-Einhebung, der Abhebung der Wertzölle und der Verzollung nach dem Meingewichte. Es folgen alsdann Bemerkungen zu den beizulegenden ziffermäßigen Nachweisen über die Gehaltung des Baarenwertes mit dem Auslande und über die Gütererzeugung und Gewerbetätigkeit.

Von besonderem Interesse für Jedermann ist das, was die Begründung über die Erhöhung des landwirtschaftlichen Zollfußes zu sagen hat. Es seien daraus hier die nachfolgenden Sätze angeführt:

„Die Erkenntnis, daß die zu Ungehören der Landwirtschaft eingetragene Verzehmung der deutschen Erwerbsfähigkeit hinsichtlich nicht nur auf wirtschaftlichen Gebiete unheilvolle Folgen für die Gesamtheit haben würde, muß zu der Überzeugung führen, daß die Durchführung wirksamer Gegenmaßnahmen nicht unterlassen werden darf. Der vorliegende Zolltarifentwurf erblickt demgemäß eines seiner wesentlichen Ziele darin, die Lage der einheimischen Landwirtschaft günstiger zu gestalten. Der verstärkte Zollschutz soll die Möglichkeit bieten, daß dem Ackerbau ein angemessener und zu Verbesserungserwartungen ermutiger Gewinn übrig bleibt. . . . Wenn auch auf die völlige Unberührtheit der Getreidezufuhr aus dem Auslande nicht zu rechnen sein wird, so ist doch in hohem Grade erwünscht, daß der Hauptteil des Nahrungsmittelbedarfes dauernd aus der eigenen Erzeugung des Inlandes befriedigt werden kann. Das deutsche Reich gehört zur Zeit noch zu den wichtigsten Erzeugungsländern für Brotgetreide. Die vorgelegten Erhöhungen der Getreidezölle sind so bemessen, daß sie die Aufrechterhaltung dieser Stellung erhoffen lassen.“

So weit die Begründung. Die Grundsätze, die darin

ausgesprochen werden, sind vorzüglich. Aber in den Voraussetzungen, auf denen die Ausführung dieser Grundsätze aufgebaut ist, weicht die Begründung von der gesammelten deutschen Landwirtschaft ab; denn die Landwirtschaft ist in ihrer Gesamtheit einzig in der Anschauung, daß die von der Regierung vorgeschlagenen Getreidezölle nicht hinreichen werden zur Erfüllung der von der Regierung selbst gekennzeichneten Zwecke. Sehr richtig sagt dann weiter die Begründung:

„Bei der Mehrzahl der für landwirtschaftliche Erzeugnisse vorgeschlagenen Zollhöhen und schwerwiegende Nachteile für die Verbraucher nicht zu berücksichtigen. . . . Denn es fragt sich, ob die Erzeugnisse, die zugleich von dem Einflusse des Inlands und Kleinhandels und von dem Preisausgleich der Böder abhängig sind, der Steigerung der Getreidepreise gleichmäßig folgen werden. In der bisherigen Rückgang der Getreidepreise in den Preispfeilen jedenfalls nicht in seinem vollen Umfang nach Ausdrück gesprochen ist, erscheint die Annahme nicht unvertretbar, daß dies ebenso wenig bei einer Steigerung der Getreidepreise der Fall sein wird. . . . Sollte sich bessergestellt unter Umständen eine Belastung der verbrauchenden Bevölkerung ergeben, so müßte sie getragen werden, um weit entferntere Gefährdungen der Staatswohlhätigkeit hintanzuhalten.“

Über die Einhebung von Mindestzöllen für das Getreide wird gesagt:

„Eine Ausnahme ist bei den Zöllen für die wichtigsten Getreidearten gemacht worden. Mit Rücksicht auf die weittragende Bedeutung, welche ihrer Befreiung für das Wohl der Landwirtschaft und der Gesamtheit innewohnt, erschien es trotz der entgegenstehenden gewichtigen Bedenken angezeigt, durch die Gesetzgebung eine Weisung über den bei Vertragsverhandlungen festzusetzenden Mindestbetrag zu geben und hierdurch einerseits dem Zwecke der Landwirtschaft nach einer Sicherung, so weit als thunlich, zu entsprechen, sowie andererseits späterem Meinungsstreit über das zünftige Ausmaß der vertragsmäßigen Zollverabfolgung vorzubeugen.“

Finanzpolitische Ziele, also Wünsche, die Zolltarife zu erhöhen, sind nach der Versicherung der Begründung bei der Anstellung des Zolltarifentwurfes ohne Einfluß gewesen. Der Zeitpunkt für das Inkrafttreten des Gesetzes wird einer kaiserlichen Verordnung vorbehalten, da es nicht sicher sei, daß die neuen Verträge schon Anfangs 1904 in Kraft treten könnten.

Zum Wiederbeginn der Reichstagsberatungen.

Am nächsten Dienstage öffnen sich wieder die Pforten des Reichstages, diesmal zu einer Sitzungsperiode, der man allgemein mit ungewöhnlicher Spannung entgegen sieht. Die Vorklagen, die diese Spannung veranlassen, und den Mitgliedern des Reichstages bereits zugegangen. Ihren Inhalt kennt man bereits. Es war eine danteskwürdige Maßnahme der Regierung, über die Veränderungen, die vom Bundesrat an der ursprünglichen Vorlage vorgenommen worden sind, in Reichsanzeiger zu berichten. Nur die Begründung, die die Regierung den Vorklagen beigibt, ist bisher noch unbekannt geblieben. Die erste Lesung der Zollgesetzentwürfe wird nicht lange auf sich warten lassen. Höchst wahrscheinlich wird sie in der ersten Dezemberwoche vorgenommen werden und nachher erst die erste Lesung des Etats folgen, wie es auch einzig richtig und entsprechend ist. Im anderen Falle würde durch die doppelte Verpredung derselben Fragen sehr viel Zeit zwecklos verbraucht worden sein; die Zeit des Reichstages ist aber doppelt kostbar; man weiß ja nur zu genau, wie schwer es hält, ein beschlußfähiges Haus bekommen zu halten. Sollten nun gar die Beratungen in ungebührlicher Weise sich

Mein Stern.

Roman von Melanie Steinrück.

(Fortsetzung.)

27) 9.

„Gibst du dir nicht in dem freundlichen Hause der Martinsgasse bald eingelebt. An der Thüre in der Mauer glänzte ein kleines Messingplättchen, darauf zu lesen war:

Gibst du Stern, Dr. der Medizin.

Mit ihren Wörtern stand sie auf bestem Fuße. Frau Ringwald meinte zwar, sie sei eine praktische Wäpeler Hausfrau nach dem guten alten Stil und hatte nicht zu viel von übergroßer weiblicher Gelehrsamkeit, dennoch hatte sie das junge Mädchen schnell lieb gewonnen. Ihr Gatte, ein jovialer alter Herr, hatte anfangs allerlei Bedenken geäußert gegen die neue Hausgenossin und ihren ungewöhnlichen Beruf. Ihr beschiedenes, süßes Wesen, ihr Fleiß und ihre Ordnungsliebe verjagten ihn indes mit demselben, sobald er Gelegenheit gefunden, sie näher kennen zu lernen. Ihre Gegenwart wurde ihm allmählich zum Bedürfnis. Er warde sie gutmütig und sie hatte stets eine schmerzliche, schlagfertige Entgegnung. Den kleinen überfahrenen Knaben hatte sie noch in Behandlung. Er war über zugezogen, ihrer sorgfältigen Bemühung oblag es jedoch, das Kind wieder vollständig herzustellen, ohne daß sie indes zu bewegen gewesen wäre, von den unmittelbaren Eltern einen anderen Lohn anzunehmen, als tief empfundene Dankesworte. Der kleine hing mit großer Liebe an ihr, wie auch seine ganze Familie. Die Eltern waren fleißige brave Leute und hatten außer ihm und der schon erwählten Tochter noch mehrere Kinder. Die beiden Patienten hatten sich nicht eingekunden, doch Gibst du war immer heiter und guten Mutes.

Nachdem sie etwa acht Tage in ihrem neuen Heim zugebracht, erhielt sie einen Brief des ehemaligen Wäpelerhauers, worin er ihr in kurzen Worten mitteilte, daß sie nunmehr seiner Berufswahl entgegen sei und er ihr

bisher verwaltetes Vermögen hiermit zurückstelle zu freier Verfügung. Ein ausführlicher Nachschreibensbericht nebst dem Sparplanbuch lag bei. Mit zitternder Hand bescheinigte Gibst du den Empfang; damit war das letzte Band gelöst, welches sie an ihren väterlichen Freund gefesselt. Sein höchst gemessener Brief berührte sie schmerzlich. Doch sie vermochte nichts zu ändern und fügte sich mit Ergebung in ihr Verhängnis.

Wenigstens war sie nun bis auf Weiteres der Sorge um ihren Unterhalt entbunden. Die kleinen Ersparnisse, welche sie während der letzten Zeit in Zürich hatte machen können, reichten wohl für die ersten Monate, aber nicht weiter. Fanden sich inzwischen keine Patienten, so müßte sie jenes Kapital angreifen. Sie beschränkte auch jetzt noch ihre Ausgaben auf das Notwendigste. Sie studierte noch immer fleißig, den ganzen Tag aber füllte ihr Studium doch nicht aus, deshalb suchte sie sich auf andere Weise nützlich zu machen. Manders Nachmittags sah sie in Frau Savellis Stübchen und half dieser bei ihrer Arbeit. Auch Frau Ringwald erbot sie sich in vielen Dingen gegenüber gefällig und gewann dadurch mehr das Herz der würdigen Dame.

Gibst du hatte in den gelehrten Wäpeler Zeilungen injizieren lassen. Hier und da erregten ihre Annoncen eine gewisse Aufmerksamkeit. Man sprach von ihr, man erzählte sich, mit welchen Hindernissen und Schwierigkeiten sie zu kämpfen gehabt, welche Ausdauer! Einzelne bewunderten sie, aber die meisten schüttelten zu dem alle den Kopf und meinten mit dem Wasserwäpeler: „Schade um das Mädchen und ihre glänzenden Fähigkeiten. Warum hat sie nicht einen anderen, ihrem Geschlecht besser entsprechenden Beruf auszuwählen?“ Der gegenwärtige Wasserwäpeler hingegen nahm sich warm ihrer an und ohne daß sie es ahnte, hatte sie an ihm einen neuen väterlichen Freund gewonnen. Er hatte durch das Verlangen der Anhalt und durch seinen Vorgänger alle Einzelheiten ihres früheren Lebens in Erfahrung gebracht und infolgedessen Herrn Stäbelin auf den einzigen Schilling seiner Tochter aufmerksam gemacht. Die Herren fanden in

freundschaftlichen Beziehungen zu einander: Herr Stäbelin, der sich bisher sehr wenig um die kleine Gibst du gekümmert, empfand ein gewisses Interesse an dem armen Mädchen, die aus eigener Kraft es so weit gebracht.

„Es ist keine Kunst“, etwas reiches zu werden, wenn man von reichen Eltern geboren ist, wenn alle Wege geöffnet sind, wie sie liegen“, sagte er im Kreise der Seinigen. „Was aber dieses Mädchen geleistet, grenzt an das Wunderbare. Ich möchte wirklich wünschen, krank zu werden, nur um ihre Kunst auf die Probe setzen zu können.“

Die Erfüllung solcher Wünsche möge der liebe Gott verhüten, entgegenete seine Gattin. „Und gelebt auch, Du würdest krank, niemals würde ich Dich der Obhut dieses Mädchens anvertrauen. Ich liebe derartige überspannte Naturen nicht.“

„Arbeit“, verlesete Herr Stäbelin, „werde ich je krank, kommt mir kein anderer Doktor in's Haus, als Gibst du Stern.“

Er war in letzter Zeit reizbar und eigenförmig geworden, der alte Herr, sonst aber unverändert frisch und richtig. Unangenehme Vorgänge in der eigenen Familie trugen die Schuld. Sein Schwiegersohn, Herr Casana, hatte schlechte Geschäfte gemacht, mehr durch unglückliche Verhältnisse, als durch eigene Schuld veranlaßt. Es hatte ihm dann an der Entschlossenheit und Kraft gefehlt, sich wieder aufzuraffen. Seine anfänglichen Versuche waren mißglückt. Dadurch war er nutzlos geworden. Herr Stäbelin war ihm zu helfen wohl bereit gewesen, doch hatte er es an vielleicht nicht ganz berechtigten Vorurteilen fehlen lassen. Der Schwiegersohn dadurch empfindlich verletzt, hatte seine Unterförmung zurückgewiesen. Es waren harte Worte herüber und hinüber geflogen.

Vergebens hatte Frau Casana versucht, zwischen Gatten und Vater zu vermitteln. Letzterer hatte diese Verbindung nie gern gesehen, und mit jedem Brief, den er von dem Schwiegersohn erhielt, stieg seine Erbitterung gegen denselben. Auch der Tochter ergollte er, die unvollständig Partei für den Gatten nahm.

Es kam schließlich zu einem förmlichen Bruch. Herr

Stäbelin sagte sich förmlich los von seiner überberathenen Tochter und deren Familie. In seiner Gegenwart durfte der Name nicht mehr genannt werden. Vergebens waren alle Vorstellungen und Bitten der eigenen Gattin. Die Tochter hatte für ihn aufgehört zu existieren, und streng verbot er alle den Seinigen, weitere Beziehungen zu ihr zu unterhalten.

Jahre waren darüber hingegangen, und dem strengen Gebot des Vaters gemäß, war Frau Casana für ihre Familie verschollen. Jener hatte schließlich geirrt, obwohl er geistig unverändert ruhig und nach wie vor dem großen Geschäft als oberster Leiter vorstand.

Sturze Zeit nach jenem Zwiegespräch mit seiner Gattin zog er sich eine leichte Erkältung zu und verlangte nun, daß man Gibst du rufen lasse. Diese sah ahnungslos neben ihrer Hauswirtsin in deren behaglicher Wohnstube, als die Glocke ertönte.

„Ein Patient!“ rief Frau Ringwald erwartungsvoll. Im nächsten Augenblick trat der Diener des Herrn Stäbelin ein, derselbe, welcher Gibst du zwei Monaten so kurz vor der Hausflucht abgefertigt. Ganz aufgeregt vor freudiger Ueberraschung hörte sie ihn an und vertrat, sofort zu kommen. Sie folgte dem diesmal liberalen höflichen Kavalier auf dem Fuß und betrat fast mit ihm zugleich das Stäbelin'sche Haus. (Fortf. folgt.)

Kirchliche Nachrichten.

— Wien. Zu dem bereits in letzter Nummer erwähnten Hirtenbriefen der Erzbischöfe und Bischöfe Oesterreichs wird den Katholiken die oberbühliche Anerkennung für ihr treues Festhalten und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an Papst und Kaiser ausgesprochen und auf den Ausschluß des religiös-kirchlichen Lebens hingewiesen. Trotz dieser errentlichen Umstände böten aber die zittererhältliche Grund zu Besorgnissen für die Zukunft und zwar besonders wegen der Los von Rom. Die Besorgnisse hätten es für notwendig, vor den Gefahren dieser Bewegung zu warnen. Das Schreiben belampt so dann die von den Anhängern dieser Bewegung gegen den staatsbürgerlich-erböbener Vorwürfe und sagt, kein katholischer Priester habe den angeführten Frieden des kirchlichen Geistes angejastet.

in die Länge ziehen, dann würden sicherlich parlamentarische Schwierigkeiten so erster Art entstehen, wie noch nie zuvor im deutschen Reichstage. Darum auch tritt die Pflicht, die Sitzungen des Reichstages regelmäßig zu besuchen, an die Mitglieder desselben in so früher Weise heran, wie auch noch niemals vorher.

Der erste parlamentarische Abend beim Reichstanzler Grafen Bülow im Reichstanzlerhause findet am Mittwoch, 27. November statt. Das nach diesem parlamentarischen Gesellschaftsabend eine besondere Bedeutung beizumessen, versteht sich von selbst.

Zunächst ist die Seemannsordnung in zweiter Beratung zu erledigen. Während des letzten Tagungsabschnittes ist dieselbe in der Kommission durchberathen worden, und zwar zum zweiten Mal in sehr ausführlicher Weise, nachdem sie bereits in der Tagung des Reichstages von 1899 zu 1900 eine Kommission viele Wochen hindurch beschäftigt hatte.

Deutschland.

Berlin, 25. November.

Die Zollvorlagen im Reichstage. Am Vorabend nach wird die erste Lesung der Zollvorlagen noch vor Weihnachten im Reichstage erledigt werden. Das würde auch das einzige richtige Verfahren sein und vernünftiger von seiner Seite ernsthaften Widerspruch finden. Herr Eugen Richter sucht nach wie vor in seiner „Zeitschrift“ nachzuweisen, daß es „höchst einfach“ sei, gewisse Theile der Zollgesetze ohne Kommissionsberathung sofort im Plenum des Reichstages zu erledigen. Die Ansichten darüber sind bekanntlich getheilt. Daß es parlamentarisch möglich ist, so zu verfahren, unterliegt freilich keinem Zweifel. Eine Veränderung darüber kann doch aber erst erfolgen, nachdem die einzelnen Fraktionen über die Marchroute schlüssig geworden sind, die sie einschlagen wollen.

Die Arbeiterverhältnisse in Kamerun. Die Arbeiterverhältnisse in Kamerun sind bisher stets der Gegenstand abfälliger Beurtheilungen gewesen. Es fehlte fortgesetzt sehr an der ausreichenden Anzahl geeigneter Arbeitskräfte, so daß Arbeiter aus anderen afrikanischen Gebieten herangezogen werden mußten, und nun gab es wieder viele Klagen über das Verhältnis zwischen diesen Arbeitern und den Plantagenbesitzern. Die Kameruner Arbeiterfrage gehört zu den Dingen, die der Kolonialrat diesmal zu berathen hat, und er hat sich Donnerstag Nachmittag mit dieser Frage beschäftigt. Eine Verordnung der Regierung, die im Entwurfe vorliegt, ist in ihren wesentlichen Bestimmungen gutgeheißen worden. Was diese Bestimmungen enthalten, erzählt man für's erste noch nicht. Der Kolonialdirektor Stübel hat bei der Berathung gesagt, es werde stets das Bestreben der Regierung sein, Licht und Schatten großen Plantagenbesitzern und Arbeitern gerecht zu verteilen und namentlich Verschleungen der Arbeitgeber zu abtun. Wenn das in der That durch die vorgeschlagene Verordnung zum Ausdruck kommt, dann hat diese ohne Zweifel auf allgemeinen Beifall zu rechnen.

Veränderung des Böhmergesetzes. Ähnlich wird beabsichtigt, daß der Entwurf zu einer Abänderung des Böhmergesetzes fertiggestellt ist und demnächst zur Begutachtung an die Einzelregierungen abgehen soll. Das dürfte, was nunmehr die Einzelregierungen damit machen können, würde sein, den Entwurf des preussischen Handelsministeriums einstweilen ad acta zu legen, bis 3. April geworden sein wird, noch im Laufe dieses bevorstehenden Tagungsabschnittes den Reichstag damit zu beschäftigen.

Der Post-Stat ist von dem großen Unbekannten wieder an einige Zeitungen verschickt worden. Mit den anderen Entwürfen des Reichshaushaltes wird es

demnächst der Reihe nach wieder so gemacht werden — ein nichts weniger als würdiges Schauspiel! Ueber diesen krummen Weg gelangt unter Anderem Folgendes aus dem künftigen Postetat an die Öffentlichkeit: 183 Post- und Telegraphen-Inspektoren werden gefordert zur Entlassung der Direktoren. Neu gefordert werden ferner 43 Stellen für Kassiere, 51 Stellen für Obersekretäre, und 100 Stellen für Assistentenstellen umgewandelt werden. Dann aber sollen außerdem noch 3900 Stellen für Assistenten neu eingerichtet werden — im Ganzen also 4000. Die abgeänderte Besoldung der Assistenten erfordert einen Mehraufwand von 1,853,800 M. Die Sätze der Assistentenbezüge sollen sich von jetzt ab bewegen wie folgt: 1500 — 1800 — 2000 — 2200 — 2400 — 2600 — 2800 — 3000 Mark. Für neue Telephon-Einrichtungen wurden aus Anleihenmitteln 17,345,000 M. gefordert.

Die Bereidigung der Rekruten der Berliner Garnison fand heute Vormittag im Lusgarten in Gegenwart des Kaisers und des Erzherzogs Ferdinand und Karl statt. Der Kaiser hielt an die Rekruten eine Ansprache. Der Kaiser verließ dem Erzherzog den Schwarzen Adlerorden.

Die Nordd. Allg. Ztg. schreibt: „Mit aufrichtiger Theilnahme wurde in unseren politischen Kreisen die Nachricht von dem Ableben des ausgezeichneten Diplomaten aufgenommen, das so unmittelbar nach dem Abschluß seiner politischen Laufbahn wohl Niemand erwartet hätte. Unter den Männern, denen die Vertretung der nationalen Interessen im Auslande anvertraut ist, stand Graf Dagsfeldt in erster Reihe. Als Vorkämpfer sowohl wie als Staatssekretär erwarb er sich um die Entwicklung der auswärtigen Beziehungen des Reiches Verdienste, die der Kaiser rühmend anerkannte. Noch bestimmter wird sich einst die staatsmännische Eigenart des Verstorbenen dem Forscher enthüllen, der in den Archiven den Spuren seines Wirkens nachgehen wird, und die Gedankenarbeit in den verschiedenen Phasen seiner Thätigkeit verfolgt. In der Geschichte der deutschen Diplomatie wird der Name Graf Dagsfeldt's mit der Erinnerung an einen Staatsmann von seltenen Gaben und vornehmern Charakter verbunden bleiben.“

Die freisinnige Wahlmännerversammlung in Tilsit am Abend des 24. Nov. wurde polizeilich verboten, weil sie mit der früheren Heilighaltung der Sonn- und Feiertage nicht vereinbar sei. Die Veranstalter der Versammlung gaben sich jedoch nicht zu furchten, sondern appellirten an den Oberpräsidenten sowie an den Minister des Innern. Dort bekamen sie Recht. Die Versammlung durfte stattfinden.

Darmstadt, 22. Nov. Alle Bemittelungsversuche in der Ehegerichtsangelegenheit des Großherzoglichen Paares sind lt. M. N. M. gescheitert. Die Großherzogin kehrt nicht mehr nach Darmstadt zurück. Es lauwerten nur noch Unterhandlungen bezüglich des künftigen Aufenthalts der Prinzessin Elisabeth.

Stuttgart, 22. Nov. Der Gemeinderath in Ulm hat für die geplante Tagung der Katholikenversammlung auch die Stadthalle zur Verfügung gestellt. Das Gymnasialrektorat ge. Dr. Herzog aber entsetzt, daß hierzu der Gemeinderath nicht zuständig war, da während der Schulzeit die ganze Woche und den ganzen Tag über den höheren Lehranstalten diese Turnhalle zur freien und ausschließlichen Verfügung steht. Der Gemeinderath hat nun nachträglich um Zustimmung der Schulbehörde zu seinem genannten Beschlusse nachgesucht, es wurde aber laut „Ausg. Postz.“ diese Zustimmung vom Turn-Inspektorat im Einvernehmen mit dem Königl. Rektorat der drei höheren Lehranstalten der Stadt verweigert, da nach den Bestimmungen der Schulordnung ein Einwilligen des Unterrichts wegen der Abhaltung von politischen oder

konfessionellen Parteiversammlungen nicht statthaft ist und zu den bedenklichsten Konsequenzen führen würde.“ Zur Abhaltung einer Lutherfeier hätte man den Saal jedenfalls mit Freuden hergegeben.

Strasburg, 23. Nov. Das Ministerium hat die Einfuhr von Schlachtwieh aus Frankreich in die Reichslande nunmehr ausnahmslos verboten. Die „Erb. Reichschr.“ schreibt darüber u. A.: „Das Verbot der Einfuhr von Schlachtwieh aus Frankreich nach dem Reichslande besteht bereits seit längerem Jahren, hervorgerufen durch die in Frankreich herrschenden Viehseuchen. Doch im Interesse der ärmeren Bevölkerung in den großen Industriebezirken von Lothringen und Oberschlesien und in den mit starken Garnitionen belegten Orten in der Nähe der Grenze sowie in der Erwägung, jenen Bevölkerungsklassen die Möglichkeit der Beschaffung mit billigen Fleisch zu gewähren, hatte das Ministerium ausnahmsweise für eine Reihe von Kreisen die Einfuhr von Schlachtwieh (Kälbern, Kälbern und Schweinen) aus Frankreich, wo der Preis allerdings ein geringerer ist, als in Deutschland, in einem bestimmten Umfang und unter gewissen Bedingungen gestattet. Die Erwartung, auf diese Weise den bezeichneten Bevölkerungsklassen billigeres Fleisch zu verschaffen, hat aber in den That- sachen keine Erfüllung gefunden. Die Fleischpreise sind vielmehr ungeachtet der Einfuhr aus Frankreich auf der gleichen Höhe geblieben, und thätlich ist nur in die That der Weger und der Händler ein größerer Vorteil geflossen! Beispielsweise in Metz, welches in dieser Zeit wegen seiner Lage in einem bedeutenden Industrie- bezirk und wegen seiner zahlreichen Garnison hauptsächlich in Betracht kommt und wo daher auch eine besonders energische Preisbewegung sich geltend macht, ergibt sich nach der Statistik der Einfuhr- und Verkaufspreise während der letzten vier Jahre, daß den Metzern ein durchschnittlicher Nutzen pro Hilo Fleisch bei Kälbern von 7,17 Pfg. bei Kälbern von 8,2 Pfg. und bei Schweinen von 37 bis 51 Pfg. verblieben ist. Berechnet man, daß den Metzern dem Hilo Vieh außer Kopf, Lunge, Leber, Herz, Milz, Magen und Darmzeit auch noch die wertvolle Haut bleibt, so erscheint der obige Durchschnittsnutzen immerhin als ein sehr beträchtlicher, und insbesondere bei den Schweinen, wo ebenfalls neben Lunge, Leber und Darmzeit die für die Zubereitung unentbehrlichen Därme in Anspruch zu bringen sind. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse an anderen Orten. In Les Arrenen wurde die Einfuhrerlaubnis von den Interessenten keineswegs regelmäßig und monatlich benutzt, sondern immer nur dann, wenn sich die Konjunktur der Fleischpreise in Frankreich aus eine vorzüglich günstige gestaltete. Die für gewisse Intervalle und für eine bestimmte Stückzahl gestattete Einfuhr wurde demnach durchweg auf einen Schlag ausgenutzt, wenn sich nämlich in Frankreich ein größeres Angebot zeigte und somit die Preise herabgingen, wie z. B. im Oktober, wo die Weid- ochsen meistens gemästet sind. Es handelt sich also nicht um eine Bedürfnisfrage, sondern um eine Frage des erhöhten Nutzens für die Metzger und Händler. Den unteren Bevölkerungsklassen in den großen Industrie- und Garnisonszentren ist erwiebenemassen aus der Erlaubnis der Einfuhr von Schlachtwieh aus Frankreich nicht der geringste Vorteil erwachsen. Wenn man dann ferner einmündet, daß es in Folge des absoluten Ein- fuhrverbots in den gedachten volkreichen Distrikten von Lothringen und Oberschlesien nicht mehr möglich sein werde, ein für den Bedarf genügendes Quantum von Fleisch herbeizuschaffen, so kann auch dieser Einwurf nicht als stichhaltig anerkannt werden. In dem ganzen Industrie- bezirk von Metz-Niederbronn z. B. die Garnisonen mit eingerechnet, betragen im vergangenen Jahr die Schlach- tungen insgesammt: 12,590 Stück Rindvieh, 49,876 Schweine und 22,292 Kälber. Die gestattete Einfuhr

für diesen Bezirk belief sich auf 877 Stück Rindvieh, 2660 Schweine und 120 Kälber, d. h. auf 6,90 Pfg. beim Rindvieh, auf 5,3 Pfg. bei Schweinen und auf 0,5 Pfg. bei Kälbern. Doch es den Metzern ohne sonderliche Schwierigkeit gelangen könnte, diesen an sich wenig erheblichen Ausfall im Lande selbst resp. aus dem übrigen Deutschland zu decken, wird im Ernst Niemand beweisen wollen.“

München, 23. Nov. Wie die hiesigen Mütter melden, wurde Dr. Sigl, Herausgeber des Bayer. Vaterland, wegen geringerer Erkrankung (Schwindsucht) auf Antrag seiner Frau entmündigt. Der Zustand Dr. Sigl's ist leider hoffnungslos. In einer Erklärung, welche das „V. B.“ in seiner Samstagnummer gibt, heißt es u. A., daß die Erholungsreise des Dr. Sigl nach Tirol keine Genesung, sondern einen Rückfall gebracht und da ab die frangirte Schwindsucht bestanden habe, daß jede menschliche Hilfe vergebens sei. Dann heißt es, daß die weitere Existenz des Blattes gesichert ist. Dasselbe sei durch Kauf in den Besitz des langjährigen und vertrauten Fremdes Sigl's, des Geistl. Rathes Herrn Sturm und des J. B. Frickel, des langjährigen Expeditors des Blattes, übergegangen. Damit sei ein von Dr. Sigl längst und stets gehegter Wunsch erfüllt. Die Redaktion liegt in den Händen des Redaktors Otto Schön, den Dr. Sigl selbst vor Jahren in die Journalistik eingeführt und zum Redakteur des „Vaterland“ herangezogen habe. Das Blatt werde im Sinne und Weise Dr. Sigl's weitergeführt.

Ausland.

Wien, 23. Novbr. Die Lage in Oesterreich hat sich ein wenig gebessert. Ministerpräsident v. Körber hat gemeinschaftlich mit den Parteiführern eine Beratung abgehalten, und man darf aus dem Ergebnisse derselben wohl die Hoffnung schöpfen, daß wenigstens die Berathung des Staats in regelrechtiger Weise zu erlangen sein werde. Nur die radikalen Ländchen zeigen sich widerspenstig. Auch die besonnenen Elemente unter den Ländchen sehen ein, daß es auch besser für ihre eigenen Interessen und das es außerdem vater- ländische Pflicht für sie ist, der Erledigung des Budgets nicht weiterhin demüthig Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Nur kann kein Mensch abnen, was denn nachher kommen werde; wo mit einer solchen Lage von Parteien zu rechnen ist, wie im österreichischen Reichs- rathe, und wo die Stimmungen bei den meisten Parteien vorliegt, ist so launischer Weise wechseln, können keine politischen Zukunftsberathungen angestellt werden. Man kann nur die Hoffnungen hegen, daß in künftigen Augenblicken doch wieder die bessere Einsicht siegen werde bei der Mehrzahl der Abgeordneten, daß es — um die Worte des Kaisers Franz Josef zu gebrauchen — „so nicht weiter geht.“ Ministerpräsident von Körber hat schon zwei Mal Glück gehabt unter so schwierigen Um- ständen; vielleicht bleibt ihm dieses Glück auch in der Zukunft treu.

Paris, 23. Novbr. In der Ortschaft Erre (Nord) kam ein heftiger Zusammenstoß zwischen Soldaten und Auswärtigen vor, weshalb 2 Schwadronen Kavallerie dorthin beordert wurden.

Rom, 22. Novbr. Die italienischen und englischen Delegirten besuchten heute in ihrer Konferenz aber die Festung der Grenze von Genzdra und dem Suban ihre Berathungen. Auch in den Zoll-, Post- und Telegraphenfragen wurde eine Einigung erzielt.

Kopenhagen, 23. Novbr. Die Kaiserin Wittve von Rußland reist zunächst nach Gmunden zum Besuch des Herzogs von Cumberland und von dort nach Petersburg. **Konstantinopel, 23. Novbr.** Die Schwierigkeiten, welche die Horde der französischen Wollschaffers

kommen Melodien gebührt: „Komm, Carolinchen, komm Carolinchen, komm“, Schön und heiter war's, wenn die Studenten — statt Papier mit Notentanz in Händen — zu zwei und zweien — in Situationen — zur Projektion hinhin — das hat Sinn! ... Auch am 23. d. kam es in Barcelona zwischen castilia- nischen und catalanischen Studenten zu Zusammen- stößen, wobei es viele Verwundete gab. Die Hochschule in Barcelona soll nun endgiltig geschlossen werden, und man spricht von einer wiederholten Verhängung des Kriegszustandes über die Stadt.

— Ueber das Schicksal der „Gauh“, des Schiffes der deutschen Südpol-Expedition, wurde, wie wir schon vor einigen Tagen meldeten, von England aus in den letzten Tagen unrichtige Nach- richt verbreitet. Es hieß, die „Gauh“ sei in Kapstadt erkrankt worden und sei nunmehr überfällig. Diese Nachrichten sind nun aber offenbar durchaus nicht gerechtfertigt. Aus Hamburg wird gemeldet: Geheimrat Neumann ist der Ansicht, daß einwöchentlich nicht der geringste Grund zur Vernehmung vorhanden sei. Er hält den Bericht Kapstadt für verständigerweise aufgegeben. Auch das Anlangen „Nascions“ wäre unzweifelhaft gewesen, da die „Gauh“ dann den Südpol fast entgegengehabt hätte. Die „Gauh“ werde das nächste gethan haben, indem sie direkten Kurs nach den Regenern genommen, dann aber sei noch lange keine Nachricht zu erwarten. Inzwischen ist die „Gauh“ in Kapstadt angelangt, wodurch alle unglücklichen Nach- richten hinfällig sind.

— Das Richard Wagner-Denkmal für Berlin ist von Kaiser genehmigt. Er hat dem preisgekrönten Entwurfe des Bildhauers Professor Overlind seine Zustimmung ertheilt und nur einige Wünsche betref- fender kleiner Änderungen geäußert. Welche großes Interesse der Kaiser der Errichtung des Wagner-Denkmal's entgegenbringt, geht daraus hervor, daß er selbst die Skizzen an den gewöhnlichen Abänderungen auffertiget.

— Der hundertjährige Geburtstag Johann Neurons, neben welchem wohl der bedeutendste Wiener Bühnen- schaffsteller früherer Epochen, dessen Werke bis auf den heutigen Tag ihre Jugend bewahrt, findet am 7. Dezember d. J. statt. Zur Feier dieses denkwürdigen Tages veranstaltete Direktor Lantenberg im Residenz- theater eine Aufführung der ewig jungen Fosse dieses volkstümlichen Volkslieds: „Lumpacivagabundus“ oder „Das lüderliche Kleeblatt“, in welcher das gesammte Personal dieser Bühne mitwirkten wird.

— Ueber die neue Stabsberichterstattung. Zu der von uns gemeldeten Mitteilung, betreffend eine neue Art der Stabsberichterstattung, erfährt eine Berliner Zeitung, daß sich nicht die Technische Hochschule, sondern die chemisch- technische Versuchsanstalt mit der Errichtung beschäftigt hat, und zwar, weil ihr seitens des Herrn Oberleutnant der Erfindung zur Unterstützung vorgelegt wurde. Das Gutachten, welches die Versuchsanstalt abgegeben hat, be- schränkt sich auf die Mitteilung des durch die Unter- suchung gewonnenen Zahlenergebnisses. Es bleibt dem

Theater Konzerte, Kunst und Wissenschaft.

Karlsruhe, 24. November.

v. St. 60. Stützungszeit des Karlsruher Liederkranzes. Wie eng Poesie und Kunst mit Herz und Empfindung überwachen sind, das lehrt uns ein Blick auf das deutsche Lied, das als das längstlebendste und liebreichste und zugleich das gefühlvollste und gemüthlichste der ganzen Erde bekannt ist. Es gibt kein Land, wo das Lied so direkt dem Schooße des Volkslebens entspringen und so innig mit ihm verbunden geliebte, als in Deutschland. Alles, was es fühlt, denkt und empfindet, es wird zum Lied: „Das deutsche Lied aus dem deutschen Herzen, quillt hart und frei, befruchtet die Freuden, heilt die Schmerzen, schenkt Jugend neu. Was nur die deutsche Brust mag drängen, es wird zum Lied: Denn löne fort in ew'gen Klängen, du deutsches Lied, du deutsches Lied!“

So lönt es mächtig fort in der Brust des deutschen Sängers und so lönt es in den Herzen der wackeren Liederkämpfer, die am Samstag durch ein in allen Theilen glänzend gelungenes Festkonzert die schöne Feier einer ununterbrochenen 50-jährigen, von reichen Erfolgen gezeigten 60 Jahre langen Pflege des deutschen Männer- chors begingen und die himmlischen, patriotischen Worte wahr machten, die in dem obigen Verse des Dichters Borholz so klar auf das Fundament hinweisen, auf welches sich der deutsche Männerchor aufbaut und zu der Vollendung herauskonstruirte, auf welcher wir ihn heute sehen. Wir brauchen wohl nicht auf die Macht des Liedes hinzuweisen, insbesondere darauf, was es zur Größe des deutschen Vaterlandes beigetragen, das würde hier zu weit führen, und es ist ja jedem Gebildeten be- bekannt, daß sowohl vor wie nach den großen Freiheits- kriegen, wie auch im großen Jahre 1870/1871: „in des Volkes Seele zog der Muth auf Liederschwingen!“

Der Karlsruher „Liederkreis“, der sich zum größten Theile aus den bürgerlichen Kreisen unserer Residenz rekrutirt, er legt alljährlich glänzende Proben seines Strebens nach Vollkommenheit auf dem schönen We- biete des vierstimmigen Männerchors ab und hat auch diesmal wieder einen neuen Beweis einmüthigen schönen Zusammenwirkens seiner Sänger gegeben. Wir unterlassen es an dieser Stelle und bei solcher Feier jeden einzelnen Gelingensworter unter die kritische Lupe zu nehmen und zu erwägen, ob hier vielleicht das Piano etwas düstiger, dort ein etwas schwächerer rhythmischer Einschmitt besser gewesen! Das Nachwürde des Abends war, daß Alles was ge- sungen wurde vorzüglich genannt zu werden verdient und dem Liederkreis die hohe Ehre, die er eingenommen.

Von den Kunstgejängen gelang nach unserem Erlassen der schwere Männerchor „Meeresstimmen“ von Lothar Kempner am besten; reichen sich schon Dichtung und Gesang harmonisch die Hand und vereinigen sich zu einem Longemälde, das der bildnerischen Phantasie des Komponisten alle Ehre macht, so war auch die gefangliche Auffassung des Dirigenten, Herrn Musikdirektor Schmidt, die sich in einer tadellosen Herrbegabung durch die Sänger, unter seiner Präzision, rhythmischer Schärfe und gewissenhafter Beobachtung der

vorgeschriebenen Zeichen befandete, eine richtige. Die Intonation blieb bis zum Schlusse ungetrübt, die Sänger hielten ton- und lauffest aus. Auch von dem zuvor gebotenen hübschen Männerchor (von Meyer-Overleben) „Gedächtnis“ ließ sich ein Gleiches sagen, während der Männerchor mit Orchester „Dem Vaterland“ von Hugo Wolf nicht so recht zur Geltung kam, wie er eigentlich sollte und durch das Orchester zu viel gedeckt wurde.

„Das Lobtenvol!“ von Hegar wurde hingegen wieder sehr gut zu Gehör gebracht. Ebenso die Volkslieder, deren erstes: „Die Wälderin“ von Theodor Mohr durch seine edle Einfachheit wirkte, wie auch das zweite von Sickingen: „Als ich Abschied nahm“, das in der Faktur und der musikalischen Erfindung recht düster, uns zuweilen an S o s o t gemahnte. Das dritte „Im Frühjahre“ von Sickingen war hübsch, obwohl der Komposition schon Besseres geschrieben. Der impotente „Kaisermarsch“ von Richard Wagner (für großes Orchester mit Schlagchor) machte den Schluss des Konzertes abends, der sicherlich bei allen Theilnehmern große Freudigung erzielte.

An Solisten bot der „Liederkreis“ Großartiges, er hatte als Sängerin ein Karlsruher Kind, eine eponatische Schülerin des Kammerjägers Herrn Rosenbergs, gewonnen, die Kammerfängerin Beilmeirer Minnie Raff. Eine herrliche Stimme, eine geradezu brillante Technik, von tadellosster Reinheit und eine jenen volle Cantilene vereinigen sich um angenehmer liebenswürdiger Erscheinung, jedes ihrer Lieder von Schönbert, Schumann und Rabl wurde. Mit jubelndem Beifalle aufgenommen, der am Schlusse ihrer Vorträge nicht eher rügte, bis sie noch ein weiteres Liedchen dreingab. Als Sänger begrüßten wir wieder Herrn Kammerfänger Peter Müller von Stutt- gart, der sich zu den früheren Vorbereitungen, die er hier im Sturm errang, neue erntete, und durch die Macht seines Gesanges die Herzen der Zuhörer erregte. — Ein be- sonderes Vergnügen war es für den Berichterstatter der Sprechlerin eines Geistes und Geschnack verarbeitenden Prologs, gedichtet von Herrn Franz Kib, zu linschen, mit welcher beherzter Initiative, mit welcher Klar- und Deutlichkeit er von Fräulein Elisabeth Wiser, der Tochter des Präsidenten des „Liederkranzes“, Herrn Stadtrat Kaufmann Wiser, vorgetragen wurde. Als feinfühligem Klavierbegleiter gebührt Herrn Professor Orbenstein ein volles Lob und die tüchtige Vödig'sche Kapelle trug überflüssig reichlich zum Gelingen des Ganzen bei.

Ihre Königl. Hoheiten der Großherzogin und die Großherzogin, bei ihrem Erscheinen mit einem dreifachen Hoch empfangen, sowie ein unerwartetes Publikum aus Stände waren amwesend, Saal und Gallerie so dicht besetzt, daß kein Platz mehr zu haben war, es mochten wohl über 3000 Zuhörer amwesend sein. Von Mannheim waren der Präsident des Badischen Sängerbundes Herr Sauebeck, sowie Bundesstifter Krug, ferner Sängergäste von Offenburg, Heidelberg und Porzheim eingetroffen. Ihre Königl. Hoheiten unterhielten sich am Schlusse längerer Zeit mit dem Vorstände und dem Dirigenten des Liederkranzes und sprachen dieselbe sowie Frau Raff, Herrn Peter Müller und Frau Wiser höchst- ihre volle Anerkennung aus. Der „Liederkreis“ hat

somit seinen 60. Geburtstag ehrenhaft und seiner Traditionen würdig begangen, möge er auch fernhin seinen Sängerprieche treu und würdig bleiben: „Die ichalle wie Donnerklang Heil, Heil deutscher Saug!“

An das Konzert schloß sich hierauf ein pompöses Banquet, an welchem es an der Feier entsprechenden Reden, Toasten, Lieder- und anderen Vorträgen nicht fehlte.

— **Von Hochschulen.** An der Heidelberger Uni- versität beträgt die Gesamtzahl der Studierenden für das Winter-Semester 1901/102 1271. Davon sind 1133 Angehörige des deutschen Reiches, darunter 464 Badener und 384 Preußen. Unter den 138 Ausländern sind 24 Amerikaner, 11 Engländer, 26 Angehörige von Oester- reich-Ungarn, 43 Russen und 14 Schweizer. Von den Studierenden gehören 45 der protestantisch-theologischen, 350 der juristischen, 248 der medicinischen, 262 der philosophischen und 366 der naturwissenschaftlich-mathe- matischen Fakultät an. Außer den Studierenden sind noch 141 Hospitanten und 27 Hörerinnen eingeschrieben, so daß sich die Gesamtzahl aller Hörer auf 1439 bezieht. Im vorigen Winter-Semester waren 1422 Hörer vor- handen. Ihre Zahl hat sich also um 17 vermehrt. — Die Winterfrequenz der Universität Freiburg i. Br. beläuft sich nach der definitiven Feststellung auf 1321 immatriculirte Studierende, nämlich 1190 Reichsdeutsche und 131 Ausländer. Nicht immatriculirte Hörer nehmen 99 an den akademischen Vorlesungen theil. Die Ge- sammtzahl aller Hörer ist somit 1420 gegen 1295 des Vorjahres.

Auch in Gießen fand am 22. dieses Monats eine vom Verein deutscher Studenten einberufene Protestversammlung gegen die Schwähungen Cham- berlains statt. Etwa 500 akademische Bürger und Bürger der Stadt, darunter auch die katholischen Ver- bindungen, nahmen daran theil. Nach einer begeisterten aufgenommenen Rede des Geheimen Hofraths Professor Dr. Oken wurde einstimmig eine Resolution angenom- men, in welcher betont wird, daß die Berlemlungen Chambrlains nur auf eine Gefährdung des öffentlichen Wohls hinzielen, deren sich jeder gebildete Engländer schämen müßte.

In Graz wurden die Mitglieder der katho- lisch-akademischen Studentenverbindung „Carolina“ von nahezu 400 Universitätsstudenden, zumeist Mitgliedern radikal-nationaler fahrentragender Korporationen ohne Couleur überfallen und mit Steinen, Knütteln und Hinaus- geschleudert! Der schmälteste Anfall war vorbe- reitet, und es sollen die wüste Straßenszene so lange fortgesetzt werden, als die Mitglieder der katholisch-akademischen Verbindung „Carolina“ sich an der Universität oder auch irgendwo auf der Straße mit Gastermännern und Bänkern zeigten. Während des Ueberalles, sowie während des langen Kampfes zeigten sich wohl mehrere Sicherheitsorgane — aber in heftigen Fällen ist es auch für die Sicherheitsorgane schwer, den Dienst zu leisten. Der Vorkriegsstand der jungen unternenischen Gelehrten drückte sich auch in dem Abgehen zweier Spottlieder auf die „Carolina“ aus. So wurde im Chorus nach be-

